

Lisa Delia Mislin

1. Platz – Prosa Jugendliche

Halbmond-Momente

Ich bin allein.

In mir ist es dunkel.

Um mich herum ist nur Wasser, endlose Schwärze. Endlose Tiefe. Ich habe die Tiefe gesucht, mich danach gesehnt, aber jetzt, wo ich sie gefunden habe, habe ich Angst, mich darin zu verlieren.

Ich stehe auf dieser winzig kleinen Insel. Am Himmel über mir sind die Sterne längst ausgebrannt und der Mond lässt sich seit Jahren nicht mehr blicken. Hier ist es immer Nacht, und immer laut, und immer voller Sturm und Wind und Regen.

Ausser heute. Heute nicht.

Alles ist still.

Zum ersten Mal ist alles wieder still. Beinahe friedlich. Die Wellen haben sich geglättet, und mir ist nicht mehr so kalt. Vielleicht ist das Meer gütiger zu denen, die bereit sind, darin zu ertrinken. Ich atme tief ein, mein rechter Fuss berührt nun beinahe das Wasser.

«Wirst du springen?» Deine Stimme reisst mich aus der Dunkelheit zurück. Ich öffne die Augen und schwanke auf dem Mauervorsprung, auf dem ich stehe. Tief unter mir braust der immer noch geschäftige, nächtliche Verkehr vorbei. Strassenlichter, Nachtschwärmer und regennasser Asphalt verschwimmen vor meinen Augen und ich brauche einen Moment, um mich zu fassen. Ich drehe mich nach links, wo du auf dem Nachbardach sitzt und mich musterst. Du drückst die glühende Zigarette an der Hauswand aus und stehst auf, mit einem katzenartigen Satz landest du auf meinem Dach, welches einige Meter tiefer liegt.

«Und?»

Du schaust mich an. Der Wind bauscht meinen Morgenmantel und das Nachthemd darunter auf und weht mir die langen, braunen Haare ins Gesicht.

«Wirst du die Polizei rufen, wenn ich ja sage?»

«Nein», sagst du, lehnst dich gegen einen der Schornsteine. «Ich halte nichts von der Polizei. Ich habe mich nur gefragt, ob du dafür eine Genehmigung hast. Die braucht man hier ja scheinbar für alles.»

Du verzieht keine Miene, ich hätte beinahe gelacht. Deine Stimme ist tief und rau, und viel kantiger als meine. Deinen Akzent kann ich nicht genau festlegen, er klingt hart.

Für eine Sekunde spüre ich die Nacht nicht mehr.

Dann fängst du an zu husten, klingt ziemlich abgerissen. War wohl kaum deine einzige Zigarette heute. Du schlägst dir auf die Brust, bis du dich wieder im Griff hast.

Dein Name. Ich versuche, mich an deinen Namen zu erinnern, aber es gelingt mir nicht.

«Keine Genehmigung», sage ich stattdessen. Ich starre wieder auf die Strasse hinab und balanciere nachdenklich auf einem Fuss. Ich trage weder Socken noch Schuhe, und das Nachthemd reicht mir nur bis zu den Knien. Meine blosse Haut wirkt merkwürdig grau und blass im Halblight der Strassenlaternen, das nicht wirklich bis zu uns herauf reicht. Ich wende meinen Blick davon ab und wieder dir zu. «Immerhin bin ich versichert.»

Du lachst heiser. Meine Lippen hätten gelächelt, wenn mein Gesicht nicht aus Stein gewesen wäre.

Ich mustere dich, die halblangen, leicht gelockten, dunklen Haare, den silbernen Ohrring, den sauber geschnittenen Bart und die tiefen Augen. Du trägst deine Lederjacke und eine mitgenommen aussehende Jeans, selbst jetzt.

Ich drehe mich wieder dem Abgrund zu.

«Wo ist deine Brille?», frage ich trotzdem. «Du trägst sonst manchmal eine Brille.» Daran erinnere ich mich, weil es nie so wirklich zu dir gepasst hat. Bei Tag sehen die Leute immer ganz anders aus. Ordentlicher. Weniger echt.

Ich schaue dich über meine Schulter hinweg an.

«Ich trage keine Brille mehr. Ich habe genug gesehen», sagst du, und ich sage nichts, weil ich glaube, dass ich weiss, was du meinst. Eine Weile lang schweigen wir uns an.

«Wieso heute?» Du deutest auf mich, und die Mauer, und die Tiefe dahinter.

Du deutest auf mich und die Insel, auf der ich stehe.

Ich schliesse die Augen, breite beide Arme aus, als wären sie Flügel. Der Wind schlägt mir kalt ins Gesicht, rauscht mir gemeinsam mit dem Lärm des nahen Bahngleises um die Ohren. Und dann wird das Rauschen des Windes zum Rauschen der Wellen.

Schnell öffne ich die Augen und sehe dich an. Mir ist ein wenig schwindlig.

«Das kann ich dich doch auch fragen. Ich stehe hier nicht zum ersten Mal.» Ich mustere dich, deine rauen Gesichtszüge, die Narbe neben deiner rechten Augenbraue. «Ich weiss, dass du mich schon oft gesehen hast. Ich habe dich auch gesehen», sage ich leise. «Du bist noch nie rübergekommen. Wieso heute?»

Du schüttelst den Kopf.

«Heute ist anders», sagst du, pausierst. Dann: «Ich glaube, ich habe mich geirrt. Ich habe gedacht, du... Ich weiss nicht mehr genau, was ich gedacht habe, aber ich sehe es jetzt anders.»

Russisch. Das ist ein dezenter russischer Akzent. Du rollst das R, und dein «Heute» ist beinahe gefaucht. Es gefällt mir. Es passt zu diesem Moment.

«Schau, das hier, das hat nichts mit dir zu tun.»

«Mit wem dann?», fragst du. Ich zucke mit den Schultern. Ich strecke meinen Rücken durch und hebe mein Kinn, schaue dich an.

«Verstehst du, ich bin ein Gemälde zwischen eins und zehn. An guten Tagen fünf, an schlechten zwei.»

Ich weiss nicht genau, wieso ich das sage, aber ich glaube, es sind deine Augen. Sie sind mir so vertraut. Du sagst nichts. Dein Gesicht zeigt keine Reaktion.

Ich höre mich selber einfach weiterreden.

«Früher, als Kind ... Tod war nur ein fernes Konzept, beinahe absurd. Der Gedanke von Verlust, Endgültigkeit, schwarz gegen weiss, aber jetzt sehe ich es; wir sind Sanduhren. Wir laufen einfach ab. Ich glaube, wir haben uns daran gewöhnt. Im Innersten sind wir immer nur Glas und Sand. Und all die Risse, die wir sammeln, all die Risse, irgendwann ist es einfacher, einfach abzulaufen.» Ich wische mir über die Augen. Ich bin müde. Meine Stimme ist immer leiser geworden.

Eine Weile lang ist es still, bis auf die ewigen Nachtgeräusche der Stadt und des Windes. Du siehst nachdenklich in die Ferne, und ich versuche, mich am Nachthimmel festzuhalten, irgendwie.

«Meine Mutter hat immer gerne alten Schmuck gesammelt», beginnst du dann. «Die gut erhaltenen, peinlich unberührten Stücke haben sie nie interessiert. Es waren die Abgenutzten, Kaputten, die ihr am meisten bedeuteten. Die haben eine Geschichte, haben etwas erlebt. Vielleicht ist ein Leben genauso.»

Ich sehe dich an.

«Glaubst du wirklich, das ist ein gutes Leben? Ein abgenutztes Leben; wenn man sieht, dass man etwas erlebt hat. Wie tief man etwas erlebt hat. Ist ein Leben in einer Vitrine nicht besser? Hinter Glas, wo man nie davon berührt wird, nie verstaubt. Wunderschön.»

Du machst eine lange Pause, bevor du wieder sprichst.

«Vielleicht ist es kein gutes Leben, aber vielleicht ist es nur dann etwas wert.»

Die nasse Backsteinmauer unter meinen Füßen fühlt sich so uneben an, als könnte sie mich jederzeit abschütteln. Deine Worte prägen sich in meine Haut, und es gefällt mir nicht, wie weh sie tun.

«Es ist mir egal, ob etwas mehr Wert hat, nur weil es schwer ist, und natürlich, es heisst auch, es sei am dunkelsten, genau bevor die Dämmerung einsetzt, aber manchmal ist es einfach nur dunkel.»

Und dunkel ist es mit Sicherheit, und die Nacht wird immer dichter, aber dann zündest du dir eine neue Zigarette an und für ein paar Sekunden sind

deine Züge in Feuerlicht getaucht und voller Wärme. Du nimmst einen tiefen Zug, ohne zu husten, und lässt den Rauch dann im Nachtwind verschwinden.

«Ich kann dich nicht kontrollieren, ich kenne dich kaum. Als ich dich das letzte Mal sah, unten am Fluss, warst du still und versteinert. Ich habe mir nicht viel dabei gedacht; vielleicht bist du so.» Du sprichst umwegslos, dein Blick verspricht Aufrichtigkeit. «Jetzt denke ich, dass du krank bist.» Du siehst mich geradewegs an. «Und dass du mehr wert bist, als diese Welt, die dich niedergebrochen hat.»

Ich tanze zwei gebrechliche Schritte, drei, um dich nicht ansehen zu müssen. Ich sehe nach oben und versuche, die Tränen wegzublinzeln.

«Du kennst mich nicht.»

«Ich könnte es.» Du nickst mir zu. «Du tanzt?»

«Früher», sage ich. Ich bleibe stehen und starre in den Abgrund vor mir, und ich zähle die Pfützen unten auf dem Gehweg und blende den Schmerz aus. Es ist zu dunkel. Früher war das nie so, nicht so offensichtlich.

Ich glaube, ich habe die Dunkelheit aufgesogen, meine Haut ist grau und meine Augen nur noch Staub, aber meine Füße haben meine Träume noch nicht vergessen. Auch jetzt nicht. Meine Füße, die einzige Grenze zwischen mir und der Tiefe, mir und meinem Kopf, mir und meiner Insel.

Das sind meine Halbmond-Momente.

Nicht mehr ganz da und noch nicht ganz fort, eine blassgelbe Halbkopie am Nachthimmel, und so verschwinde ich im Nebel meiner Gedanken, denn selbst wenn ich mich wehren würde, leuchten tausend Sterne lauter als ich. Ich kann mich nur verbrennen.

«Hast du es je gewollt? Hast du es wirklich gewollt?», fragst du. Ich drehe mich vom Abgrund weg, sehe dich an.

«Nun», sage ich leise. «Es reisst mich auseinander.»

«Dann wirst du dich an diesen Moment hier erinnern, wenn du auf den grossen Bühnen tanzt, und was es dich gekostet hätte, wenn du gesprungen wärst.»

«Gekostet hat mich dieses Leben schon genug», sage ich, beinahe verletzt, als hättest du mich persönlich angegriffen. Wir sind nicht länger Fremde, wir sind in eine intime Vertrautheit gefallen, fast unbemerkt, als wäre es so vorbestimmt. Der Boden scheint unter meinen blossen Füßen zu schwanken und für einen Moment sehe ich nur noch weisse Lichter.

«Leg einfach die Flasche weg, und hör nicht auf das, was du getrunken hast. Es ertränkt dich. Glaub mir, damit kenne ich mich aus.» Beinahe bitter, deine rauen Worte. Dein Feuerzeug brennt, um nachzuzünden und ich spiegle mich in deinen dunklen Augen. «Verschwende dich nicht hier auf diesem Dach.»

Ich sehe traurig aus.

Ich habe vergessen, dass ich die Flasche noch immer in den Händen hielt, und es fällt mir erst auf, dass ich sie jetzt loslasse, als sie weit unten auf dem Asphalt in tausend Stücke zerschellt.

Das Klirren schallt wie ein Echo schmerzhaft lange durch meinen Kopf. Ich atme zittrig ein und eine Träne rollt über meine Wange.

Du streckst mir deine Hand hin. Ich würde sie ja nehmen. Ich würde sie doch nehmen, aber siehst du denn nicht, wo ich bin? Meilenweit weg von dir. Ich stehe auf einer winzig kleinen Insel, umgeben von endloser Schwärze.

Das Wasser um mich ist so tief, so dunkel.

In mir ist es dunkel.

Ich bin die Insel.

Beschämend, wie schwindlig mir ist. Der Abgrund starrt mich fordernd an, oder vielleicht bin ich der Abgrund, und ich selbst zerbreche mich, falle in mich selber hinein, wieder und wieder und wieder.

«Also ist es das jetzt? Und du zerschellst auf dem Asphalt, ein Geschenk an die Welt, die dich nie wirklich sein liess.» Du schaust mich an, und unter deinem Blick löse ich mich auf, schon wieder. Meine Haut flimmert und brennt und ich habe den Drang, mich auf die Zehenspitzen zu stellen, weil meine Füße sonst am Stein kleben bleiben.

«Ich habe es unterschätzt», sagst du.

Wenn du mich ansiehst, siehst du keine Insel.

«Wir können versuchen, es zu verstecken, es kommt nicht darauf an.»

Vielleicht siehst du sie jetzt. Vielleicht nicht. Vielleicht siehst du nur, was die Insel aus mir gemacht hat.

«Keine Angst?», fragst du, nickst Richtung Abgrund. Ich glaube, wenn du näher bei mir stehen würdest, würde ich die kleine Flamme in deinem Feuerzeug anfassen, wie ein Kind. Als wäre sie nur ein Glühwürmchen, als wäre sie greifbar.

Das ist kein Schmerz. Schmerz gibt es nicht auf meiner Haut.

«Erwartungen habe ich keine mehr. Und ich bin schon am Boden, und tiefer noch. Jeder neue Morgen verspottet mich, aber jetzt, jetzt stehe ich hier, und die Nacht dämmert in mir.»

Ich zittere, als könnte ich die Kälte der Nachtluft erst jetzt spüren. Sie sickert bis tief in meine Knochen und schüttelt mich durch, aber ich kenne keinen anderen Ausweg. Um mich herum nur endloser Ozean, unter meinen Füßen das letzte bisschen Land. Ich straffe die Schultern. Aber diese Insel gehört mir. Ich habe diesen Himmel gemalt, und ich habe keinen Grund, mich mit dir über meine Gründe zu unterhalten.

«Du bist mehr als ein Gemälde.» Mindestens drei Mauern brechen in mir, deine Stimme ist kraftvoll und roh. Als ich einen Schritt in die Wellen machen will, ist da nur Sand. Ich taumele, schliesse die Augen. «Du bist

eine gewagte Ouvertüre, vielleicht aus der Harmonie gefallen, aber das hier ist erst dein Anfang.»

Du verstehst nicht, wie die Strömungen in mir toben. Es zerreisst mich. Ich selbst bin die Grenze, die Kante, ich bin die schmale, kranke Linie zwischen Abgrund und Dach, Wasser und Insel. Ich weiss nicht, wie ich aufhören kann, die Grenze zu sein, und wie ich weitermachen könnte. Die Vergangenheit ist viel zu lebendig in mir, ihre Verluste, ihre Fehler, ihre Schmerzen halten mich für immer fest, in meinem Kopf, auf meiner Insel, und ich bin am Ende. Ich glaube, ich habe erst jetzt verstanden, wie ernst ich es meine. Vielleicht meine ich es erst heute so ernst.

Mein Gesicht zerbricht.

«Ich will doch nur endlich von dieser Insel runter», flüstere ich. Die Angst in meiner Stimme ist so unüberhörbar, dass ich mir am liebsten die Ohren zuhalten würde.

Dein Gesicht liegt in Falten. «Dann nimm meine Hand.» Du streckst sie nach mir aus. «Nur einmal. Bevor alles wieder schwarz wird, und der Rest der Nacht in dir zerbricht, und es keinen Unterschied mehr macht, ob du springst oder nicht.»

«Wofür?» Meine Stimme spiegelt mich wider, erschüttert. Hoffnungslos. Hoffnungsvoll.

«Du brauchst kein Ziel, um dir zu merken, dass dich irgendwas bewegt.»

Ich bitte die Insel, mich gehen zu lassen. Ich flehe sie an.

«Ich weiss nicht, wie.» Es schüttelt mich. «Ich weiss nicht, wie.» Ich sehe dich an, und du stehst mitten in den Wellen. In mir ist es dunkel, aber du leuchtest hell auf der Tiefe.

«Das ist schon in Ordnung so.» Du siehst mich an, deine Hand noch immer ausgestreckt. Und zaghaft strecke ich meine Hand danach aus. Ich weiss nicht, wie man aufhört, eine Insel zu sein, aber vielleicht spielt das keine Rolle mehr. Denn als ich deine Finger berühre, ziehst du mich mit einem Ruck von der Mauer herunter, fort vom Abgrund, fort von der Dunkelheit. Du nimmst diese Nacht und wickelst sie wie eine warme Decke um mich.

«Kein Elend mehr, keine Schmerzen.»

Unsere Füsse stehen auf festem Boden, Sand, aber Wellen höre ich keine mehr. Ich habe keine Ahnung, was als nächstes kommt, aber ich atme ein, tief, und das ist genug, für jetzt.

Das ist genug.